

Der alte Glöckner.

Eine Frühlingsidylle von Korolenko.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Stefania Gollenberg.

Es ist dunkel geworden. Das kleine Dorf, welches an einem schmalen Flüsschen im Walde verborgen liegt, verankert in der eigentümlichen Dämmerung, an welcher die Frühlingssternennächte so reich sind, wean der dünne Nebel von der Erde steigt, die Schatten der Wälder verdichtet und über die weiten Felder eine silberblaue Schicht verbreitet. Alles ist ruhig, nachdenklich, traurig.

Das Dorf schlummert sanft. Die armenigen Hüften treten kaum in dunklen Ähren hervor; hier und dort flackert ein Licht; hin und wieder knarrt ein Thor, ein wachsender Hund schlägt an und wird wieder ruhig; von Zeit zu Zeit treten aus der dunklen Masse des feuchtrauschenden Waldes Gestalten von Fußgängern hervor, ein Reiter kommt vorbei, ein Wagen knarrt. Die Bewohner entlegener Dorfansehlungen vernehmen sich in ihrer Kirche, um das Frühlingsfest zu begrüßen.

Die Kirche steht auf einem kleinen Hügel mitten im Dorfe. Ihre Fenster leuchten wie Feuer. Der Glöckner — alt, hoch und dunkel — scheint bis an die Wollen zu reichen. Die Stufen knarren. Der alte Glöckner, Mischeitsch, geht zum Thurm hinauf, und bald wird seine Laterne wie ein emporgeschwungener Stern in der Luft glücken.

Es wird dem Alten so, ver, die steile Treppe hinaufzusteigen. Die alten Füße dienen nicht mehr, ergäbte er selbst, die Augen sehen schlecht. Die ewige Ruhe wäre ihm schon nöthig, doch Gott sendet ihm nicht den Tod. Er hat seine Söhne, seine Enkel begraben, Alte und Junge zur Ewigkeit geleitet, und selbst lebt er noch immer. Eine schwere Zeit! Dit schon hat er das Frühlingsfest begrüßt, er hat die Rechnung verloren, wie viel mal er die fürs Lüten bestimmte Stunde auf demselben Glöckenturm erwartet. Und nun erlaubt es Gott wieder. . . .

Der Alte trat an die Pforte des Turmes und lehnte sich an das Gitter. Unten, um die Kirche herum, ruhten im Dunkeln die Gräber des Dorfes; die alten Kreuze schienen sie mit ausgestreckten Armen zu schützen. Ueber manche Gräber beugten sich Birken, die noch nicht mit Blättern bedekt waren. . . . Von hier aus erhob sich zu Mischeitsch ein aromatischer Duft junger Knospen, es wehte die traurige Ruhe des ewigen Schlafes. . . .

Was wird mit ihm in einem Jahre sein? Wird er wieder hier zur Erglücke hinauffliegen, um mit einem dumpfen Schlag die leise schlummernde Nacht zu erwecken oder wird er. . . . dort im dunklen Winkel des Lagers, unter dem Kreuze liegen? Gott mag es wissen. . . . Er ist bereit; inzwischen giebt ihn Gott noch einmal den Feiertag begrüßen. „Gelobt seist Du, Herr!“ so flüstern die Lippen des Alten den gewohnten Spruch, und Mischeitsch blickt nach oben, nach dem in tausend Flammen erglühenden Sternenhimmel und bezeugt sich.

„Mischeitsch, Mischeitsch!“ ruft von unten eine zitternde, alte Stimme. Der alte Kirchengänger blickt zum Glöckenturm hinauf, er legt sogar die Hand an die zwitternden, zusammengezogenen Augen, aber trotzdem sieht er Mischeitsch nicht.

„Was ist Dir? Hier bin ich!“ — erwidert der Glöckner, indem er sich von seinem Thurm niederbeugt.

„Siehst Du nicht?“

„Ich sehe nichts. . . . Ist es denn nicht Zeit, die Glöde ertönen zu lassen? Was glaubst Du?“

Beide sahen nach den Sternen. Tausende von Gottesflammen blinzelten ihnen von der Höhe zu. Der funkelnde „Wagen“ ist schon weit weg. . . .

Mischeitsch überlegt. „Noch nicht, warte ein Bißchen. . . . Ich weiß es doch.“

Er weiß es. Er braucht teinellher: die Gottessterne sagen ihm, wann es Zeit ist, Himmel und Erde, die weißen, langsam dahinziehenden Wolken, der dunkle, geheimnißvoll flüsternde Wald und das Plätschern des im Dunkeln unsichtbaren Flüsschens, alles dies ist ihm bekannt und heimisch. . . . Nicht umsonst ist hier ein ganzes Leben verbracht worden. . . .

Vor ihm belebt sich die entfernte Vergangenheit. . . . Er denkt daran, als er zum ersten Male mit seinem Vater diesen Thurm bestieg. . . . Mein Gott, wie lange ist das her und. . . wie unlangst! Er sieht sich als blonden Knaben; seine Augen sind erglüht; der Wind, — nicht derjenige, welcher den Straßenstaub erhebt, sondern ein eigentümlicher, hoch oben über der Erde schlägt er mit seinen lautlosen Flügeln, — zerzaust sein Haar. . . . Weit, weit unten gehen ganz kleine Leute, auch die Häuser des Dorfes sind klein, der Wald hat sich verschoben, und die runde Fläche, auf der das Dorf steht, scheint riesig, endlos. . . .

Und hier ist sie in ihrer ganzen Ausbreitung! — dachte der graue Mann lächelnd, indem er auf die nicht große Fläche sah. So ist es auch mit dem Leben. . . . In jungen Jahren sieht man kein Ende, seine Grenzen deselben. . . . Und hier liegt es wie auf der Handfläche von Anfang an bis zu diesem Grabe, das er in der Ecke des Kirchhofes ausgesucht hat. . . . Und, gelobt seist Du, Herr! — es ist Zeit für ihn,

zur ewigen Ruhe zu gehen. Der schwere Weg ist endlich durchschritten, die feuchte Erde soll ihm die Mutter sein. . . . Bald, sehr bald! . . .

Doch es ist Zeit. Indem er noch einmal nach den Sternen sah, erhob sich Mischeitsch, nahm die Mütze ab, bezeugte sich und fing an, die Seele der Glöden aufzunehmen. . . . Nach einer Weile erzitterte die Nachtlust von dem lauten Schlag. . . . Ein zweiter, dritter, vierter. . . . einer nach dem andern erfüllten die leise schlummernden Feiertagsnacht und erklangen in mächtigen, gedehnten, singenden Tönen. . . .

Die Glöde schwieg. In der Kirche begann der Gottesdienst. In früheren Jahren ging Mischeitsch immer die Treppe hinunter und stellte sich in die Ecke an die Thür, um zu beten und den Gesang zu hören. Doch jetzt blieb er oben. Es war ihm schwer zu Muth, und er füllte eine Ermüdung. Er setzte sich auf die Bank, und als er auf den vertlingenden Ton des geschwungenen Gezes horchte, wurde er nachdenklich. Worüber kann er? — Er würde selbst kaum auf diese Frage antworten können. . . .

Der Glöckenturm war von seiner Laterne schwach beleuchtet. Dampfklingendes Geläute verlor sich in der Dämmerung; von unten aus der Kirche ertönte manchmal in schwachem Widerhall der Gesang, und der Nachtwind bewegte die Seele, welche auf die eisernen Glödenherzen gebunden sind.

Der Alte ließ seinen weichen Kopf, in welchem sich Gedanken ohne Zusammenhang drängten, auf die Brust fallen. „Man singt den Psalm!“ denkt er und sieht sich in der Kirche. Von dem Chor ertönen viele Kinderstimmen; der alte Geistliche, der verstorbene Vater Raam, sprach mit zitternder Stimme; hundert Bauernköpfe beugen sich wie reife Ähren beim Wind und erheben sich wieder. Die Bauern betreffen sich. Alles bekannte Gesichter und alle schon gestorben. Dort das strenge Antlitz des Vaters, das bezeugt sich anständig der ältere Bruder; er steht neben dem Vater und seufzt. Da ist auch er selbst, blühend vor Gesundheit und Kraft, voll unbewußter Hoffnung auf Glück, auf die Freuden des Lebens. Wo ist es, dieses Glück? Die Gedanken des Alten sprühen auf, wie eine verlöschende Flamme und erblitzen mit einem hellen, raschen Strahl, welcher alle Theile des erlebten Lebens erleuchtet. . . . Ununterbrochene Arbeit, Unglück, Kummer. . . . Wo ist es, dieses Glück? Ein schweres Gesicht wird Falten in das junge Antlitz graben, den starken Rücken beugen, es wird auch den jüngeren Bruder seinen lehren. . . . Aber dort links, mitten unter den Bauernweibern steht mit friedlich gebeugtem Haupt seine Braut! Viel Leid hat sie ertragen, die Gute. Kummer und Arbeit werden das schöne Weib elend machen, die Augen werden matt, und der Ausdruck der ewigen kumpfen Angst vor unerwarteten Schicksalsfällen wird die Schönheit des jungen Weibes zerstören. Ja, wo ist ihr Glück? . . . Ein Sohn ist ihnen geblieben, ihre Hoffnung und Freude, doch seiner hat sich die menschliche Unwissenheit bemächtigt. Da ist er; der reiche Feind, er macht tiefe Verneigungen, um die blutigen Waisenthränen zu vertuschen; schnell macht er das Zeichen des Kreuzes, fällt auf die Knie und schlägt mit dem Kopf an den Boden. Mischeitsch fühlt sein Herz pochen und brennen, und die vielen Heiligenbilder blicken streng von der Wand auf das menschliche Unglück und die menschliche Vöge.

Alle dies ist vergangen, alles liegt dort, zurück. . . . Jetzt ist seine ganze Welt — dieser finstere Thurm, wo der Wind im Dunkeln spielt und die Seele der Glöden bewegt. . . . „Gott richte Euch!“ flüsterte der Alte und nicht mit dem weichen Kopf, und Thränen fließen langsam über die welken Wangen des Glöckners. . . .

„Mischeitsch, Mischeitsch! . . . Bist Du etwa eingeschlafen?“ ruft sie von unten. „Wie?“ rief sich der Alte an und sprang schnell auf die Füße. Herr Gott! war er wirklich eingeschlafen? So eine Schande gab es noch nicht! . . . Und Mischeitsch ergreift schnell, mit gelübter Hand die Seele. Unten bewegt sich die Bauernmenge wie ein Ameienhaufen; Fächeln kreuzen die Luft und leuchten mit ihren goldenen Spigen. Sie sind im Kreuzgang um die Kirche gegangen, zu Mischeitsch erhebt sich der fröhliche Ruf: „Der Heiland ist auferstanden!“ Der Ruf schlägt wie eine Welle an des Alten Herz. . . . Es scheint Mischeitsch, daß in der Finsterniß die Flammen der Wachsternen heller auflodern; lebhafter bewegte sich die Menge, erhoben sich die Fahnen; der eroberte Wind ergreift die Wellen der Töne und trug sie mit breitem Schwung empor, indem er dieselben mit dem lauten, feierlichen Geläute vereinte. . . .

Noch nie hatte Mischeitsch so geläutet. Es schien, als ob sein überfülltes Geseinshertz sich in todtes Erz verwandelt hätte, die Töne tanzten und zitterten, lachten und weinten, und, zu einem wunderbaren Klang vereint, erhoben sie sich bis zum Sternenhimmel. Auch die Sterne funkelten heller, sie glühten; die Töne zitterten und flossen und fielen wieder sanft zur Erde nieder. . . .

Ein tiefer Haß schrie laut und ließ vernehmliche, mächtige Töne erklingen.

Die Himmel und Erde überlöteten: „Der Heiland ist auferstanden!“ Zwei ganz kleine Sopranstimmen strichen sich eilig, um nicht zurückzublenken, unter die großen und wie kleine Kinder jangen sie fröhlich um die Welt: „Der Heiland ist auferstanden!“

Und es schien, daß der alte Glöckenturm zitterte und schwante und der Wind, welcher des Glöckners Antlitz streifte, schlug die mächtigen Flügel und erwiderte: „Der Heiland ist auferstanden!“

Und das alte Herz vergaß das an Kummer und Berdruß reiche Leben. Der Alte vergaß, daß sein Leben sich in den düsternen und engen Thurm verschlossen hatte, daß er allein auf der Welt, wie ein alter, von bösem Unwetter getroffener Baumstamm.

Er hörte diese singenden und weinenden Töne, die nach dem hohen Himmel stoben und auf die arme Erde niederfielen, und es scheint ihm, daß er von Söhnen und Enteln umgeben sei, daß ihre frohen Stimmen, die Stimmen der Alten und Jungen sich zu einem Chor vereinen und ihm von Glück und Freude singen, die er in seinem Leben nie erfahren hat. . . . Und der alte Glöckner reißt an den Seilen, die Thränen fließen über seine Wangen, und das Herz schwillt ihm bei dem eingebildeten Glück. . . .

Unten horchten die Leute und erzählten einander, daß der alte Mischeitsch noch nie so wunderbar geläutet hätte. . . . Aber plötzlich erzitterte die große Glöde und schwieg. . . . Vermischte Klänge ertönten mit einem unvollendeten Triller, doch unterbrachen sie denselben plötzlich, als ob sie dum traurig summenden, langen Ton lautlichten, der weint und fließt und zittert und allmählig in der Luft verfliegt. Der alte Glöckner ließ sich erschöpfte auf die Bank nieder; zwei letzte Thränen benehmen seine bleichen Wangen. . . .

Ihr da! sorgt für Vertretung! Der alte Glöckner hat ausgeläutet!

„Komödiantenelend.“ Von Moriz Jofal.

Auch anderwärts ist es schwer, das Publikum im Sommer zum Theaterbesuch zu veranlassen, wie erst in einem Baderorte?

Es ist schon drei Uhr Nachmittag und man hat an der Kasse noch eine Karte gelöst, obgleich der Nachhof überfüllt ist. Ein Werber, der in Theaterangelegenheiten große Verdienste hat, macht sich an die bittere Steuererhebung. Drei wohlbelebte Herren, die eben ihr Mittagsmahl beendet hatten, sind in den Nachhof gekommen, ihren Kaffee zu trinken.

„Wünsche wohl gespeist zu haben! Zum wievielten Male beizehen Sie Ihren Kaffee zu nehmen? Erst zum zweiten Male? Das dritte Mal zur Zause, nicht wahr? Aber man sieht auch, daß es anständig! Wie gesund Sie ausschauen! Beziehen Sie heute ins Theater zu kommen? Was? Sie brauchen die Schauspielerei nicht? Ja, die Schauspielerei brauchen Sie! Sie haben heute schon dreimal geessen, diese Armen aber werden erst heute Abend ihr gebrühtes Frühlid bekommen, wenn es eine Einnahme giebt. Wir können doch nicht zugeben, daß Kunst und Wissenschaft Hungers sterben.“

Und sie ergeben sich. Jetzt kommt ein glattstirniger Herr mit Baternordern heran, irgend ein Börseagenant.

„Ah! Habe die Ehre! Sie wollen wahrscheinlich einen Speerzug zur heutigen Vorstellung? Ob es sich des Anschauens lohnt? Das will ich glauben. Daß Sie an Wiener und Pariser Theater gewohnt sind? Bagatelle! Hier tritt heute Signora Filomena di Garmonadli in der „Africanerin“ von Meyerbeer auf, die nicht einmal in Paris noch gegeben wurde. Sie haben noch nichts von der Signora Garmonadli gehört? Das ist wirklich nett! In Paris ist sie beliebt, wie Charlotte Grisi. Und diese Ausstattung. Die Dekorationen sind alle aus Seide und chinesischem Porzellan, der Vorhang allein hat 4562 Gulden gekostet: er stellt Pest vor, im Vordergrund mit der Kaufmannshalle. Um 6 Uhr werden die neuesten Bötentelegramme affischirt und nach Schluß der Vorstellung bekommt jeder Herr zwei Gulden zu einem Nachtmahl. Und das alles um siebzig Kreuzer.“

Der Börseagenant lacht und trägt topfschüttelnd seine siebzig Kreuzer zur Kasse. Jetzt passiert ein untersehter Bauersmann mit Frau und Tochter den Nachhof.

„Ah! Guten Tag, Vater! Ins Theater, was? Ins Theater? Nicht? Also wohin? Der ist jetzt nicht zu Hause. In Bekprim. Gehen Sie lieber ins Theater. Man giebt ein neues Stück, mit Tanz, Gesang, Feuerwerk. Wer dieser Schonfleuri ist? Sie haben noch nichts von ihm gehört? Der erste Minister Napoleon's, der durchgehelt hat, daß man in Frankreich keinen Weingehnt zählt und keine Weife. Napoleon hat darum den Krieg angefangen, daß man das auch hier nicht mehr zu zahlen brauche. Das ist der Schonfleuri. Den müssen Sie anschauen. Während der Vorstellung wird er Krampen ausheilen und nachher bekommt Jedermann ein Glas Wein.“

Und er kommt auch mit uns. Ein freundlicher Geislicher setzt sich an einen Tisch. „Unterfänigster Diener, „admodum reuerendissime domine!“ Erlauben Sie, daß ich meine Aufwartung mache. Ich habe schon lange die Ehre, Sie dem Kufe

nach zu kennen. Woher? Hoho! Wer würde den nicht erwännen, der den Armen soviel Gutes thut. Schauen Sie nur, „admodum reuerendissime“, dieses Unglück. Heute ist der Direktor eben zur Zeit auf die Bühne gekommen, als neun Schauspielere schon den Strich um den Hals hatten, damit, wenn der Vorhang aufgezozen wird, man auch sie hinaufziehe. Ein schrecklicher Fall! Wenn neun Schauspielere sich umbringen, hinterlassen sie achtzehn Wittwen. Die heutige Vorstellung ist für diese Unglücklichen. Nicht wahr, Sie kommen? Ich frage gar nicht, daß „admodum reuerendissime“ noch heute nach Hause fahren wollen? Nach dem Theater ist die beste Zeit.“

Auch der hochwürdige Herr muß mit uns kommen. Jetzt geht auf einmal das Gerücht, daß drei vornehme Herren, sichere Logenbesitzer, einen Ausflug in die Nachbarschaft zu Herren X. beabsichtigen. Das muß verhindert werden. Und sie haben sogar schon den Wagen bestellt.

„Ergebenster Diener! Haben Sie schon den fürchterlichen Fall gehört? Gerade erzählt der Kaplan des Nachbortorts, daß Herr X. heute Nacht wahnsinnig geworden ist. Die Gäste, die bei ihm waren, hat er mit der Holzhaue hinausgetrieben. Der arme Kaplan hat auch nur durchs Fenster sich retten können. Ich hat ihn, er möge sich hier nicht zeigen, damit die Sache nicht ruchbar werde. Armer X., so ein braver Mann! Vergessen Sie nicht, ins Theater zu kommen.“

„Na, die haben wir auch hier zurückgehalten. Jetzt kommt eine Kaufmannsfamilie in großer Gala, drei Damen, zwei Herren! „Blag da, einen Tisch her. Kellner! Sieht Du nicht, wer da kommt? Das sind brave Leute! Solche Patrioten müßte es viele geben! Denen muß man nicht zurechen, daß sie ins Theater kommen sollen, jeden Abend sind sie dort. Es giebt aber auch keine schöneren Mädchen im ganzen Publikum. Das Publikum kommt nur, um ihre Schönheit zu bewundern. Ihr Vater ist der solideste Mann in ganz Ungarn und die generös. Er übertrifft alle Magnaten. Der opfert für Kunst und Literatur.“

Das sagt man Alles hinter ihrem Rücken, doch so, daß sie es hören sollen. Natürlich werden auch die dort sein. Aber das ist auch sicher, daß von den sechs Senfeln dort, die an ihrem Tisch von Repp und Schafspolze reben, keiner ohne ersten Kampf die sieben Zehnerin hergeben wird. Da bedarf es drastischer Mittel.

„Meine Herren! Wer ein Lump ist, zu dem rede ich nicht. Wer da sagt, die siebzig Kreuzer machen ihn glücklich, dem sage ich Adieu, da sind noch siebzig Kreuzer, sei doppelt glücklich! Wer nur das Geld zum Gott hat, der für zwei Groschen seinen Großvater verkaufen würde, mit dem rede ich nichts. Kaffeehändler! Der soll Cigarettenrücken aufstauben, ist auch ein gutes Geschäft. Aber Sie sind keine solchen Leute! Sie sind Gentlemen, die Rabanas zu fünfzig Kreuzer rauchen.“

Drei jüden die Achseln und lachen, doch drei gehen in sich und kapitulieren 50 Kreuzer für einen Parterresitz. „Da kommt der Amerikaner! Das ist der wadere Burische, ja! „Gott sei, Sie!“ Wie geht's, Alter? Ist kaum hergekommen und spricht schon ungarisch. „How do you do?“ Kommt Du heute ins Theater? Gute Nachricht aus Amerika, die Sklavenhalter haben die Pantees geschlagen. Du bist auch ein Pantee? Nein, dann haben die Pantees die Sklavenhalter geprügelt. Die Vorstellung wird über diesen Sieg handeln und den ganzen Abend wird man englische Lieber singen und dreimal den „Pantee — doodle — Ghabas“ spielen. Im Schluß wird eine Seeschlacht in Lebensgröße produziert werden.“

Na, das ist eine Loge! „Meine Herren, man bläst zum ersten Mal. Die Kartenspieler sollen ihre drei Tournen machen, dann auf die Füße, wer nicht trant werden will. Bitte, miteinander abzurechnen. Ah! Haben zehn Gulden gewonnen: na, davon können Sie fünf auf eine Loge riskiren. Herr Baron haben zwanzig Gulden verloren? Wer zwanzig Gulden auf die Piquebame setzen kann, tann auch fünf Gulden für die lebendigen Damen geben. Ich weiß das.“

Zweites Blasen. „Meine Damen und Herren! Die Polizeihunde hat geschlagen. Nach fünf Uhr darf nicht Karten gespielt werden. Jetzt ist das Kontorbat gekommen. Wer da bleibt, muß Strafe zahlen.“ Man bläst zum dritten Mal. „Steht auf, Ungarn! Es schmettert die Trompete! Meine Herren, eilen wir. Nicht zurückbleiben. Es kommt der Patko, der Hajnal, jeder zu zwölf, wen sie finden, rauben sie uns. Geben wir ins Theater, dort kann er nicht hinein, weil man von ihm ein Billet verlangt.“

Jetzt würde man noch einige Claqueurs brauchen, denn das Badepublikum ist blasirt und applaudirt nicht gern. Eine Schaar Buben lehnt dort am Geländer. „Na, Ihr Tagdiebe, warum geht Ihr nicht ins Theater? Muß man so den theuren Tag flehen? Alfo, Marsch! Ins Theater! Ich zahle für Euch. Aber seht applaudiren. Wenn Ihr Euch brav aufführt, bekommt Ihr nach der Vorstellung fünf Groschen per Kopf und ein Bouquet für den Hut.“ Auf diese Weise füllten sie, schließlic

die Logen, Parquet und Gallerie. Das Publikum lacht bei der Vorstellung, noch mehr aber darüber, wie es sich hat zusammengefangen lassen.

Nur die Claqueurs nehmen die Sache ernst. Nach der Vorstellung kommen sie mit gezogenem Hut in den Kurhof und verlangen die fünf Groschen fürs Applaudiren.

„Fürchtet nichts, Kinder, die fünf Groschen bekommt Ihr. Es freut mich, daß Ihr sparsam seid und nicht darauf vergessen habt. Euer Kapital ist bei mir gut angelegt. Morgen kommt wieder applaudiren, das macht wieder fünf Groschen, zusammen zehn. Die laßt Ihr vierzig Jahre bei mir und könnt dann von den Fünfen leben. Bravo, sparsame Buben! Sind noch kaum zehn Jahre alt und verdienen schon Geld, verdienen es nicht, verdrinnen es nicht, sondern lassen es bei mir zum Aufbewahren. Na, Kinder, geht jetzt schön nach Hause.“

Und am anderen Tage fängt diese Werbung mit anderen Variationen von Neuem an.

Das Kind beim Essen. Meine kleine zweijährige Freundin Klärchen ist ein liebes, gesundes, artiges und kluges Kind. Wenn aber bei Tisch zum Braten das Kompot herumgerührt wird, dann schmettert es in den höchsten Tönen, deren keine junge Hehle fähig ist, den Jubelruf „Paput“ in die Lüfte. Reicht ihm dann die Mutter wieder ein Stückchen Braten zum Mund, so zieht es ein Mäulchen und zeigt mit den wohlaugepolstertenFätschhändchen nach den bereits auf dem Gesteller prangenden Süßfrüchten. — „Erst muß Klärchen sein Fleisch essen; früher giebt es kein Kompot.“ Noch einmal versucht das Kind schüchternen Widerstand und flüßert der Mama in flehentlichem Tone das Wort „Paput“ ins Ohr, dann schießt es sich imGehorjam und ist das „Leißch“, weil anders das Kompot nicht zu haben ist. — Sehr viele werden sagen: Solch kleines Kind gehört nicht an den Speisetisch, das soll auf seinem Stühlchen abseits, am besten in der Kinderstube, seine Mahlzeit, eins nach dem andern, gerecht bekommen. Ich bin nicht dieser Meinung. Kinder, die anfangen, einen Willen zu haben und ihn äußern zu können, wenn auch nur in gelassenen Worten, wollen auch schon erzogen werden, je früher je besser. Das wichtigste Ziel dieser ersten Erziehung ist ein vernünftiger — nicht slavischer — Gehorsam. Bei Tisch lernt das Kind begreifen, daß es nicht alles und nicht alles gleich haben kann, was es sieht und was es begehrt. Gesunde Kinder, die vernünftig und tonsequent erzogen werden, gedönnen sich an diesen Gehorsam, ohne an ihrer Fröhlichkeit Einbuße zu erleiden. — Wann das Kind zu „essen“, das heißt festere Nahrung zu nehmen beginnt, sagt uns die Natur ganz deutlich: sobald es die Zähne hat, um diese festere Nahrung nicht bloß zu beißen, sondern auch zu kauen, also nicht bloß die Schneidezähne, sondern auch die Backenzähne.

Die Erziehung des Kindes bei den Mahlzeiten, was und wie es ist, bildet eine der wichtigsten Grundlagen seiner späteren geistigen und körperlichen Entwicklung. Auch hier weist uns die Natur auf die richtigen Wege. Das Kind verlangt nach Reinlichkeit. Der Säugling schreit, wenn er sich beschmutzt hat; das kleine Kind, das schon kriechen oder gar schon laufen kann, empfindet es mit Unbehagen, wenn das Händchen staubig oder feucht, oder gar mit Fettübfängen beschmutzt ist; es weist das Beschändchen und ist dankbar, wenn man es ihm reinigt. Vorzügliche Eltern hängen deshalb dem Kinde zu den Mahlzeiten den Nüchel am. Nun giebt es aber eine Menge Mütter, die meinen, der Nüchel solle nur verhindern, daß das Kind sein Kleid oder seine Schürze beschmutze; wenn der Nüchel nah wird, schade es weiter nichts. Das ist irrig. Der Schutz von Kleid und Schürze ist ja recht ökonomisch, aber das Kind soll daran gewöhnt werden, daß es auch seine Kindererzieher nicht beschmutze und so das ihm angeborene Reinlichkeitsempfinden behalte. Dagegen wird nun vielfach von Müttern, meist aber von den Kinderfrauen geübt. Der Drei-, die erste festere Nahrung des Kindes, soll ihm so gereicht werden, daß das Kind die ganze Portion bequem in den Mund nehmen kann, und ebenso soll später mit den Fleischbroden und allen anderen Speisen verfahren werden. Dann wird das Kind, wenn es selbst einmal Löffel und Gabel gebraucht, auch weiter so reinlich essen, wie es gewöhnt wurde. — Solche so wünschenswerthe Reinlichkeit wird selten geübt. Nur ein Keispiel für Viele! — Eine Schnitte Schwarzbrot mit Butter, Pflaumenmus oder gar mit Honig bestrichen, ist gewiß ein sehr gutes und bekömmliches Essen. In tausend Fällen gegen einen giebt man dem Kinde solches bestrichene Brot in die Hand. Das Kind faßt das Brot an der Schmalzseite von oben und unten, taucht so die Fingerringen in den Aufstrich und — wenn das Honig oder Pflaumenmus ist, leckt es die süße Dede erst ab, sich Gesicht und Hände beschmutzend, ehe es das Brot verzehrt oder vielfach unzerzert löst. Das Kind gewöhnt sich dran, unartig zu essen, und kriegt wohl gar dann Sckelie, die eigentlich jene verdienen, welche ihm das Brot so ungeschickt gereicht haben. Nimmt man aber zwei dünne Schnittchen Brotes, von denen eines bestrichen ist und das andere den Aufstrich deckt, so wird das Kind davon

abbeißen und sein Brötchen reinlich verzehren. Die Erwachsenen machen es ja so mit den belegen Brötchen, die sie sich ins Bureau oder in die Werkstatt mitnehmen. Warum nicht auch schon die kleineren daran gewöhnen?

Daß Kinder regelmäßig und genügend genährt, aber ja nicht mit Essen überladen werden sollen, weiß alle Welt. Die ausschließlich vegetabilische Kost ist keineswegs, wie die Vegetarianer behaupten, die naturgemäße, und erste ärztliche Autoritäten, wie Uffelmann in seinem Buche über Hygiene des Kindes, rathen, daß solche vegetabilisch genährte Kinder, die viel mehr essen müssen, um die nöthigen Nährstoffe zu erhalten, in der größeren Verdauungsarbeit durch fleischige Nahrung im Freien unterstützt werden. Aber auch sonst schießt sich durch Fröhlichkeit manches Versehen in die Erziehung des Kindes beim Essen. Bonbons, Schokolade oder, wie Klärchen kürzer sagt „Lade“, Zucker in die Suppe, auf Kohl und Spinat sind rechte Magen- und Geschmacksverderber für Kinder. Der alte Vers vom alten Zuderhut mag ja noch gelten:

Oben spizig, unten breit, Durch und durch voll Süßigkeit, Weiß am Leibe, blau am Kleide, Kleiner Kinder große Freude.

Aber hier wird es oft versehen, um weinende Kinder zu beruhigen, um unartige Kinder artig zu machen. Die Kinder sind viel schlauser, als mancher Große meint. Werken sie es, daß Bonbons oder Schokolade als Beruhigungsmittel verwendet werden, dann weinen sie und sind unartig, um den süßen Bissen zu bekommen, und am Ende muß die böse, böse Muthe den Fächer ausgleichen, den nicht das Kind, sondern seine Erzieher verschuldet haben. In Hinblick der Bonbons und Schokoladen verschulden die guten Tanten viele Kinderbräuter, weil sie sich mit solchen Mitbringern bei den Kleinen beliebt machen wollen. Zu Ostern erst geschah es, daß eine liebe gute Tante dem Klärchen vor Tisch ein recht stattliches Stückerl aus Schokolade überreichte. Klärchen nahm das Geschenk und sah während des Gesprächs vor der Suppe ganz artig in der Siede. Als nun die Suppe kam, hatte Klärchen ein schwarzes Mäulchen und das Stückerl war verschunden, mit ihm natürlich auch der Appetit fürs Mittagessen.

Die Verknäht des Kindes liegt in seinem instinttiven Nachschmagungstrieb. Was es sieht, daß andere thun, das will es „auch“ thun. Hat der ältere Bruder eine Trompete, so will der kleinere „auch“ trompeten“, hat die größere Schwester einen Kochherd, so will die kleinere „auch“ kochen“, und trinten Vater und Mutter zu Tisch Bier, so bittet das Kleinich „auch“ Bier“. Nun sind gerade Spirituosen fast Gift für die Kinder; aber hier ist es oft der gute Vater, der lachend dem Kinde das Bierglas reicht. Zu Unrecht! Das Kind hat einfach Durst und wäre mit gesundem Trinkwasser ebenso zufrieden; es will eigentlich nicht „auch“ Bier“, sondern es will „auch“ trinten, und das vergessen viele gute Eltern. — Später in der Schulzeit wird es ja leichter. Da kommt der gesunde, gesunde Appetit des beschleunigten Wachstums, und dem Jungen, der auf dem Heimwege von der Schule sich mit den Kameraden tüchtig begalgt hat, ist ein tüchtiges Stück Fleisch lieber als alle Schokoladen der Welt. Da war ich während des letzten Sommers bei lieben Freunden öfter zu Tisch geladen, und „Männchen“, das ist Hermann, der fünfjährige Sohn des Hauses, begrüßte mich immer mit leuchtenden Augen. Einmal, da ich vor Tisch mit ihm im Garten plauderte, wurde seine Fröhlichkeit körrnisch; wiederholt verdrickte er mich, daß ich sein liebster Tante sei. „Sag einmal, Männchen, warum freust Du Dich denn gar so sehr, wenn ich komme?“ — „Weil es da immer zwei Fleische giebt“, war die ehrliche Antwort. Der Junge hatte ja so recht!

Was dem Eheleben. „Warum haßt Du die Köchin so pöblich entlassen?“ fragt Herr X. seine Frau. „Hat sie ihre Arbeiten nicht ordentlich versehen?“

Gattin: „D ja! Aber ich habe gemerkt, daß sie auch die meingigen zu versehen begann.“

Sintergedanken. Frau (vor dem Schawenfenster einer Modistin): „Weißt Du, Männchen, ich möchte aus purer Neugierde mal hineingehen, um zu fragen, was dieser Hut kostet. Hast Du Geld bei Dir?“

Doppelinnig. Fräulein: „Ach, geh'n Sie nur, Herr von H., mit Ihren Liebeschwüren und Liebesbetwörungen; Sie halten ja doch immer ein paar Mädchen zum Besten.“ Herr: „Paroon, Fräulein Amalie, diesmal sind Sie's aber wahrhaftig nur allein!“

Eigentümliche Besorgniß. Alte Jungfer (zum Dienstmädchen): „Stellen Sie doch den Korb vom Fenster weg, Anna, da traut sich ja schließlich gar kein Herr mehr zu uns herein!“

Was dem Eheleben. Junger Ehemann (bei einem häuslichen Streite): „Weißt Du was, ich möchte, Du wärest ein Mann!“ Ehefrau: „Und weshalb?“ Ehemann: „Dann hätte ich Dich niemals zu heirathen brauchen!“